

Ulrike  
Edschmid  
Nach  
dem  
Gewitter

suhrkamp taschenbuch 3481

Ulrike Edschmid hat sich als Chronistin bewegter Lebensläufe einen Namen gemacht hat. Aus Gesprächsprotokollen destillierte sie Texte über Frauen von Schriftstellern (*Verletzte Grenzen*, 1992) oder über Frauen ihrer Generation, die eine terroristische Tat begangen haben (*Frau mit Waffe*, 1996). Das Staunen über die unscheinbaren Details, die einem Leben seine eigentümliche Farbe, seine erst im Erinnern sichtbare Richtung geben, hat auch ihre erste literarische Arbeit inspiriert.

Ein Paar unterwegs in Italien. Es ist eine Abschiedsreise. Kurz vor dem Städtchen M. liegen Fototüten am Straßenrand. Negative, Bilder einer Hochzeit. Ohne zu wissen warum, nimmt die Frau den Zufallsfund an sich und schleppt ihn mit sich herum, fast zwanzig Jahre lang. Erst als ihr Sohn heiratet, macht sie Abzüge. Was sie sieht, läßt sie nicht los. Wer sind die Menschen auf den Bildern? Wieso lagen die Tüten an jenem gewittrigen Nachmittag am Straßenrand? Aus welcher Zeit stammen sie? Warum stellen die fremden Bilder in ihren Händen »die Ordnung der Dinge in Frage«? Unerklärlich berührt, entschließt sie sich, nach M. zu fahren. Ihre zunächst harmlose Spurensuche entwickelt sich zu einer unheimlichen Geschichte. Je mehr sie das Geheimnis aufzuhellen versucht, desto tiefer gerät sie selbst hinein. Die Autorin spürt dem lautlosen Verschwinden nach, das sich unseres Lebens in jedem Augenblick bemächtigt. Es ist die Melancholie der Zufälligkeit, die einen aus ihrer klaren und genauen Erzählung anweht.

Ulrike Edschmid  
Nach dem Gewitter

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2003

suhrkamp taschenbuch 3481

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39981-1

# Nach dem Gewitter

*Für B. M.*

Es würde bald regnen, hatte die Französin in der Osteria unten am See gesagt. Der dritte Tag der Reise war schwül gewesen. Am frühen Abend des 10. Juli 1981 zog sich der Himmel zu. Schwere Wolken hingen über der alten Stadt auf dem Berg. Die ersten Tropfen fielen, als sich die Landstraße teilte. Wir hielten uns links. Der Weg, der rechts abzweigte, schien von der Stadt wegzuführen.

Die Reise war ein vergeblicher Versuch, sich noch einmal nahezukommen. Er hatte eine andere und ich einen anderen. Er hatte die andere zuerst. Aber es war schon vorbei. Ich hatte den anderen später, und es war mehr daraus geworden. Als sich der Weg zum zweiten Mal teilte, entschieden wir uns für den, der jetzt rechts abbog und am Affengrab vorbeiführte. Links verzeichnete die Landkarte zwar auch ein etruskisches Grab, aber beide waren geschlossen und der Weg am Affengrab vorbei schien kürzer. Autos waren kaum unterwegs. Nur ein klappriger Ape hatte uns kurz nach der ersten Gabelung überholt.

Die Straße nach M. stieg steil an. Sie war unasphaltiert, mit Schotter bedeckt und staubig. Zwei mächtige eckige Türme rückten hinter einer Kurve in den Blick, um in der nächsten wieder zu verschwinden. Auf dem Hügel vor uns tauchte eine Zypressenreihe auf.

Während wir gegen die dichter fallenden Tropfen anliefen, erzählte er mir den Film eines polnischen Re-



gisseurs. Er spielte auf einer Insel und handelte von einem Schuster, dessen Dreifuß erobert werden mußte, um die Herrschaft auf dieser Insel an sich zu reißen. Die Insel hieß »Insel der Liebe«. Ich weiß nicht mehr, warum ich die Geschichte als obszön empfand.

Meine Gedanken waren woanders. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu und folgte den Grasbüscheln am Straßenrand. Der Regen wurde heftiger, und wir gingen schneller. Es war kurz nach dem Affengrab, in einer Rechtskurve, als ich die erste längliche, weißblaue Tüte mit einem roten Streifen in der Mitte sah, mich bückte und im Gehen danach griff. Ein paar Meter weiter die zweite. In einer der nächsten Kurven bildete eine vorspringende Felsplatte auf der linken Straßenseite ein Dach, unter dem bereits der Ape wartete. Das Gewitter entlud sich, als ich alle Tüten eingesammelt hatte, die letzten bereits ziemlich durchweicht. Sekunden später prasselte Hagel auf das Felsdach und fiel dumpf in den Staub der Landstraße.

Ich habe mir nie erklären können, wie es kommt, daß aus Bruchstücken einer Linie oder einer Bewegung die Vorstellung eines Ganzen entsteht. Wenig Licht fiel zwischen die Hagelkörner unter das Felsdach, doch es reichte aus, um auf dem ersten der drei großformatigen Farbnegative, die ich als Streifen aus einer der Tüten nahm, eine Bewegung nachzuzeichnen. Obwohl nur mit Mühe erkennbar, schien sie mir ganz und gar eindeutig. Eine Frau neigt sich über einen Tisch, auf dem eine weiße Spitzendecke liegt. Ihre Haltung ist feierlich. Der Rand eines großen Hutes schlägt eine

Welle schräg durch den Bildausschnitt; von rechts unten nach links oben, seitenverkehrt. Im Vordergrund ein Strauß Rosen. Wenn das Negativ die Komplementärfarben wiedergibt, müssen sie rot sein.

Der Fahrer des Ape hatte während des Gewitters stumm, abgewandt, im Führerhaus gesessen. Als es aufklarte, setzte er sein dreirädriges Gefährt vorsichtig zurück und fuhr, ohne uns eines Blickes zu würdigen, weiter den Berg hinauf. Ich ließ mir den obszönen Film zu Ende erzählen, und wir erreichten eine Bar an einem Platz gegenüber der Kirche. Die Tüten lagen zum Trocknen auf unserem Marmortisch. Wir teilten sie auf. Vier steckte ich in meine Tasche. Zwei nahm er – als Erinnerung. Beim Abstieg hinunter zum See war es dunkel geworden. Wir legten uns nebeneinander in das feuchte Zelt, das von Hagel und Gewitter unversehrt auf der Wiese neben der Osteria stand.

Mein Leben war aus den Fugen geraten. Ich kehrte in die Stadt zurück, in der ich Jahre des inneren und äußeren Aufruhrs erlebt hatte. Alles war dort anders geworden. Ich fand mich nicht mehr zurecht. Es zog mich in die verregnete Stadt am Pazifischen Ozean unweit der kanadischen Grenze, wo der andere in einem Holzhaus lebte. Wenn ich nach Wochen oder Monaten zurückkehrte, wechselte ich die Wohnung, die ich mit fremden Menschen teilte. In den Zimmern, die ich bis zur nächsten Reise bewohnte, lagen die blauweißen Tüten mit dem roten Streifen zunächst lose in den Regalen auf den Büchern. Im Jahr darauf bewahrte ich sie in der marmorierten Mappe mit der braunen Gummikordel auf, die ich auf meiner letzten Reise in die Stadt am Pazifik in einem Schreibwarenladen gekauft hatte. Als meine Mutter starb, legte ich die Mappe in die Biedermeier-Vitrine, die ich zu einer Zeit, als wertvolle Möbel für mich nur Ballast gewesen waren, in ihre Obhut gegeben hatte und die jetzt zu mir zurückgekehrt war.

Wenn ich versuchte, Pläne zu machen und meinem Leben eine Richtung zu geben, holte ich die Negative hervor, hielt ein paar Streifen ans Licht und legte sie wieder zurück in die Mappe. Dann verschwanden sie für Monate in der Vitrine. Seit dem ersten, vom Hagel verdunkelten Blick unter dem Felsdach kam mir immer wieder die Frau in den Sinn, die sich, über die Altardecke geneigt, mit einer Bewegung, die ich kaum

erkennen kann, in etwas Unauflösliches begibt. Ihre Handbewegung ist kein Federstrich, keine eilige Geste, wie es die meine gewesen war, die den neuen Namenszug alltäglich erscheinen lassen sollte, um dem Augenblick, den niemand mit der Kamera festhielt, seine Endgültigkeit zu nehmen. Die Frau mit dem Hut schreibt mit Bedacht. Sie weiß, was sie tut. Sie weiß, daß sie sich für immer bindet. Über die anderen Szenen – Hüte, heilige Kommunion, Familie, Bräutigam, Priester – glitt ich flüchtig hinweg. Ich kehrte stets zu dem ersten Streifen zurück, der mir unter dem Felsdach in die Hände geraten war. Mit der Lupe tastete ich das Gesicht der Frau ab. In ihren Zügen suchte ich nach einer Spur, die von der Hand, die das Gelöbnis besiegelt, zu der Hand führt, die die Bilder dieses Augenblicks auf der Straße nach M. fortgeworfen hat.

Lange hatten die Tüten dort nicht liegen können. Dramatische Ereignisse mußten vorausgegangen sein. Kurz vor dem Gewitter erreichten sie, Vorboten einer meteorologischen Entladung, ihren Höhepunkt. Etwas war geschehen. Alles, was auf den Negativen zu sehen ist, hatte seine Gültigkeit verloren.

Ich stelle mir die Frau vor, ohne den großen Hut, in einem Taxi sitzend, das von der Osteria kommt und in die Stadt hinauffährt. Sie stammt aus der Stadt auf dem Berg, ist gerade von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Ein Fotograf hat Bilder gemacht, die Filme inzwischen entwickelt. Kurz nach der Mittagspause, als der Fotoladen in der neuen Unterstadt wieder geöffnet ist, hat sie unter den Augen des Fotografen auf dem Leuchttisch die Negative angeschaut, um die schönsten auszuwählen. Sie zieht die Filmstreifen

langsam über das Licht, ihr Blick bleibt an einem Streifen haften, sie senkt den Kopf tiefer, hält inne. Im Verwirrspiel der verkehrten Seiten und Farben erkennt sie etwas, das sie irritiert; sie erkennt es, weil sie es bereits ahnt. Sie rafft die Negative zusammen, stürzt aus der Tür. Der Fotograf macht eine hilflose Geste hinter ihr her. Es ist sein Film. Er hat die Fotos gemacht. Sie sollte nur auswählen. Kleine Abzüge für das Album. Größere für den Nachttisch. Mehr nicht. Er kann gerade noch sehen, wie die Frau in ein Taxi steigt.

Von der Unterstadt zu dem alten Backsteingebäude am See, wo die Französin ihr Restaurant betreibt, gibt es keinen direkten Weg. Das Taxi fährt bergauf in die Altstadt, dann am Affengrab vorbei zur Osteria hinunter. Die Frau nimmt den Seiteneingang über die Terrasse mit dem Glasdach, das auf gußeisernen Säulen ruht. Die Französin am Empfangstresen steht mit dem Rücken zu ihr, wendet aber den Kopf, als sie die Tür schlagen hört. Hinter der Tür dehnt sich die Zeit. In der Stille, die herrscht, gefriert die Ahnung zur Gewißheit. Ich habe die Frau erst wieder im Taxi vor Augen, als sie denselben Weg zurück nimmt, den kürzesten, am Affengrab vorbei. Sie sitzt hinten, auf der rechten Seite. Das Fenster ist wegen des aufwirbelnden Staubes nur wenig heruntergekurbelt. Gerade haben sie die unscheinbare, auf der Karte mit drei roten Punkten als Sehenswürdigkeit markierte vergitterte Öffnung in der Böschung passiert. Da schiebt sie die erste der Tüten, die in ihrem Schoß liegen, sachte, damit es der Fahrer im Rückspiegel nicht bemerkt, durch den Fensterspalt. Eine nach der anderen folg-

ten. Lautlos fallen sie in den Grassaum am Wegesrand.

Es kann auch alles ganz anders gewesen sein; kein dramatisches Ereignis, sondern Achtlosigkeit. Ein Lehrling aus dem Fotoladen macht sich auf den Rückweg vom Labor in die Stadt. Ohne die gerissene Naht am Boden der Tasche zu bemerken, steckt er den Stapel Negativtüten hinein und schnallt sie auf den Gepäckträger seiner Vespa. Es ist später Nachmittag. Mit Vollgas nimmt er die Steigung hoch zur Stadt. Erste Tropfen fallen. Hinter dem Affengrab macht die Straße eine Rechtskurve. Noch ein paar Schottersteine, und die untersten Tüten rutschen aus der kaputten Tasche, eine nach der anderen. Kurz vor dem Wolkenbruch erreicht er das Geschäft. Sein Chef nimmt die Tasche entgegen, entdeckt das Loch, kontrolliert den Inhalt. Der Lehrling wartet, bis der Himmel aufklart. Dann macht er sich wieder auf den Weg, fährt in Gegenrichtung langsam die Strecke ab, die Augen am Straßenrand, bis zum Labor. Nichts. Längst liegen die Tüten zum Trocknen auf einem Marmortisch in der Bar gegenüber der Kirche von M., neben meinem Kaffee. Der Fotograf verliert die Nerven, der Lehrling die Stelle, einem Brautpaar fehlen Erinnerungsstücke. Kein Bild, das Zeugnis gibt. Nur der Schatten einer Bewegung am Straßenrand.

In einem Sommer Mitte der achtziger Jahre fuhr ich noch einmal seinetwegen in die Gegend von M. Ich kam mitten in die letzten Proben zu »Macbeth«. »Le strege«, hörte ich ihn über den weiten Platz vor der Kirche rufen, »... le strege in positione!« Die Hexen, junge Mädchen aus der Umgebung, stürzten ihren Espresso herunter und kamen aus der Bar, in der er »Maestro« genannt wurde. In der Nacht der Premiere wehte ein eisiger Wind durch die Stuhlreihen, in denen sich die leicht bekleideten Bewohner des Ortes drängten. Ich saß in eine Decke gehüllt. Die Musik, die der Schüler eines zeitgenössischen Komponisten zum Stück geschrieben hatte, klang beunruhigend über den Platz. Die Hexen erschienen vor dem Portal der Kirche, in schwarze Müllsäcke gewickelt. Vom Kirchturm her fiel das Licht auf die Szene. Die Müllsäcke glänzten hart und kalt. Am nächsten Tag fand ich weder die Osteria noch das Affengrab wieder. An die beiden Tüten mit Negativen, die er damals nach dem Gewitter in der Bar an sich genommen hatte, konnte er sich nicht erinnern. Auch nicht an den obszönen Film des polnischen Regisseurs. Der Weg vom See hinauf nach M. schien vom Erdboden verschluckt. In der Unterstadt verfuhr ich mich in den vielen neuen Straßen, die alle zu einem Supermarkt führten.

Wieder in meiner Stadt, zog ich nach Jahren zum erstenmal in eine eigene Wohnung. Die Vitrine stand in meinem Arbeitszimmer, die marmorierte Mappe mit den Negativen lag im obersten Fach. Rückblickend drängt sich der Eindruck auf, daß ich die Mappe nicht zufällig in den Tagen kurz vor der Hochzeit meines Sohnes aus der Vitrine nahm und Abzüge machen ließ.

Das Gesicht der Frau, das ich nach sechzehn Jahren zum erstenmal auf einem Abzug sehe, ist schön. Die Züge ebenmäßig und liebenswert, der Mund weich, die Augen dunkel und groß. Der Hut, mit einem Schleier bedeckt, verschattet es nicht mehr, wie auf dem Negativ. All die Jahre hatte ich die Linie, die Welle gesehen, die der breite Rand des Hutes schlägt. Die Bewegung der Hand, die, so stellte ich mir vor, der Welle des Hutrandes folgte, ist nun auf dem Abzug, durch den man nicht mehr hindurchblicken und die eigenen Bilder unendlich fortsetzen kann, unwiderfürlich zum Stillstand gekommen. Der Füllfederhalter sticht silbern in den schwarzen Hintergrund. Sie beugt sich über ein Buch mit grün geädertem Einband und abgestoßenen Ecken, das auf einem violetten Samtkissen liegt und durch das Gewicht der auf ihm lastenden Hand leicht in die Luft ragt. Ihr Zeigefinger ist abgelenkt, so fest drückt sie ihn auf den Füllfederhalter. Wie bei einem heftig, doch unbeholfen schreibenden Schulkind schimmert die Haut über dem Gelenk weiß. Aus dem Dunkel des Kirchenraumes starrt ein Männergesicht mit schwarzem Schnurrbart. Schneeweiß



Hemdkragen, dicker roter Krawattenknoten. Sein rechtes Auge schaut ernst und unverwandt auf die Braut, die ihren Namenszug unter ein Dokument setzt. Das andere ist fest und hart auf den Betrachter gerichtet. Der Mann könnte um die dreißig sein. Etwas geht in ihm vor. Die Rosen haben ihre ursprüngliche Farbe. Sie sind rot.

Das zweite Bild zeigt eine etwa dreißigjährige Frau im Profil. Auch sie trägt einen großen weißen Hut – allerdings ohne Schleier – und setzt ihre Unterschrift in das Buch, das jetzt auf der anderen Seite des Tisches liegt. Tiefblauer Schatten auf den Augenlidern, schmale feine Nase, schmale Lippen; die obere ragt ein wenig über die untere, Kinn energisch. An der rechten Hand ein großer Ring mit rotem Stein. Der Hut – seidig glänzend, die Krempe vorne breiter als hinten, wie bei einer Haube. Sie beugt sich über den Kirchentisch und firmiert das grün geäderte Buch, als zeichnete sie eine Rechnung ab. Effizient und praktisch. Gleich wird sie sich wieder aufrichten, die Sache ist erledigt. Von ihrem festen Körper im engen roten Satinkleid fast verdeckt ein Mann in mittelblauem Anzug, der Bräutigam. Einreihiges Jackett, dessen oberer Knopf über dem eingefallenen Brustkorb geschlossen ist, während es über dem hervortretenden Bauch auseinanderklafft. Sein Blick fällt argwöhnisch auf den Kirchentisch. Zwei violette Samtkissen, auf dem einen das grün geäderte Buch, in das gerade geschrieben wird. Auf dem anderen ein hellrot gebundenes mit dem Titel »La Famiglia«. Daneben die Braut bis zur Taille sichtbar. Spitze gerade Schultern unter gekräuseltem Ärmelansatz. Ihr Gesicht liegt jetzt im

Schatten, den der Hut der anderen Frau auf sie wirft. Am rechten Bildrand, von der Seite zu sehen, der Priester, Hand und Ärmel angeschnitten, eine Brille, der Blick auf die Unterschrift gerichtet, feister Hals, sehr kleines rotes Ohr.

Im dritten Bild ist der Mann mit Schnurrbart an den Tisch getreten. Er steht aufrecht, während er unterschreibt, den Kopf ein wenig geneigt, beide Hände auf dem grün geäderten Buch. Entweder ist er klein, oder vom Tisch führen seitlich Stufen hinunter, so daß er tiefer als die andern steht. Das Gesicht, das zuvor herrisch und bedrohlich aus dem Hintergrund auf die Braut und auf die Betrachter starrte, ist jetzt blaß, fast sanft, vom Blitzlicht des Fotografen ausgeleuchtet.

Dieser Mann wirkt an dem Vorgang auf eine ebenso undurchschaubare Weise beteiligt wie die Frau im roten Satin. Für sie scheint es sich um ein Geschäft zu handeln. Sie nimmt, während er etwas gibt. Er könnte der Bruder der Braut sein, obschon außer seinen ebenso regelmäßig geschwungenen Augenbrauen nichts darauf hindeutet. Aus seiner Haltung spricht eine Besorgtheit, die mit ihrer, der Braut, Klarheit und Verzagtheit korrespondiert. Ein stilles Einverständnis herrscht zwischen den beiden, ein Wissen, das sie fein verschlossen halten.

Die Hochzeit sollte in meiner Wohnung stattfinden. Ich mußte Platz zum Tanzen schaffen, überlegen, wo das Buffet stehen würde, Eisblöcke in die Badewanne transportieren, Hotelzimmer und andere Übernachtungsmöglichkeiten für die Familie der Braut ausfindig machen, die aus Ungarn und der Schweiz anreiste. Seit ich wußte, daß mein Sohn heiraten würde, hatte sich in mir ein zunächst befremdliches, aber nicht zu leugnendes Interesse an Hochzeitsbildern geregt. Zum erstenmal bemerkte ich es, als mir ein Buch mit französischen Fotografien aus den dreißiger Jahren in die Hände fiel, das ich lange und nicht ohne Wehmut betrachtete. Wunderschöne Bräute in lang fließenden Brautkleidern aus Crêpe de Chine schritten am Arm ihrer Männer die grauen Steintreppen vor Kathedralen herab, manchmal sechs Paare hintereinander. Eine Hochzeitsgesellschaft saß vor brechend vollen Tischen, die Braut flirtete mit einem Mann, der nicht ihr Bräutigam war, ein Kellner balancierte Tablett mit Hühnern. Solche Fotos gab es in meiner Familie nicht.

Auf dem dritten Bild ist die Braut am schönsten. Mehr und mehr enthüllt sich ihre Gestalt, löst sich wie eine Skulptur aus der Zeremonie. Sie steht da, aufrecht und schlank. Kleine Falten überziehen ihr Kleid, wie sie früher in meine Röcke eingnäht wurden, um sie im nächsten Jahr, wenn ich gewachsen

sein würde, auszulassen. Vor der Säule mit den Längslinien der Rillen wirkt das Kleid statuenhaft – ein antikes Gewand. Nur die Rüschen am Hals sind ein zärtlicher Stilbruch, der die Gestalt der Braut aus den Ateliers der Haute Couture in die Hände ihrer Schneiderin zurückgibt. Die Finger der linken Hand sind leicht geöffnet, eine Geste, der der Körper folgen will. Obwohl ich den anderen, den rechten Arm nicht sehen kann, bin ich sicher, daß sie ihn genauso hält wie den linken. Ihr Körper spannt sich, als ob sie dem Mann mit dem Schnurrbart noch etwas sagen, ihn vor etwas zurückhalten wollte. Zugleich nimmt sie diese Regung mit dem Blick zurück, betrachtet ruhig den Vorgang, die Gedanken irgendwo in einer Zukunft verloren, die hier niedergelegt wird. Sie steht da in makellos strenger Eleganz – viel zu elegant für das Leben, dem sie nun angehört. Eine Fremde.

Der Blick, der sich von außen auf die Bilder richtet, ist bedrohlich. Zur Zeit seiner Entstehung mag ein Foto gut oder schlecht, vorteilhaft oder unvorteilhaft sein; später aber wird es zum Dokument, an dem sich das gelebte Leben mißt und bricht. Herausgerissen aus der Geschichte, der es angehört, ohne Zusammenhang mit dem Leben des nächsten, des übernächsten und aller folgenden Tage, ist es ein Zeuge der Unwiederbringlichkeit. Der Mißklang zwischen der staubigen Landstraße und dem, was auf diesen Bildern zu sehen ist, nimmt ihnen alles Zufällige. Am Straßenrand sind sie nicht mehr harmlos. Dort bergen sie ein Geheimnis. Etwas stimmt nicht an diesem Tag. Etwas